

Norbert Höslinger

Zum Verhältnis heutiger Menschen zu Gemeinde und Großkirche

Die gesellschaftlichen Veränderungen und der Wandel im Kirchenbewußtsein nach dem II. Vatikanischen Konzil haben einerseits zu einem intensiveren Eigenleben der Ortskirchen, andererseits aber auch zum Abgleiten vieler aus dem kirchlichen Leben geführt. Erschwerend wirkt, daß manche Vertreter der „Amtskirche“ den Eindruck von Weltfremdheit und Härtherzigkeit erwecken, was auch zu schweren Belastungen für die Mitarbeiter in den Pfarreien führt. Das beste Mittel dagegen ist der Dialog; er setzt allerdings die Fähigkeit und Bereitschaft voraus, festgefahrene Meinungen in Frage stellen zu lassen.

In unserem Jahrhundert hat sich das Kirchenbewußtsein in den Kernschichten zweifellos stark entwickelt. Andererseits ist die Volkskirche, damit auch die Vorstellung von einem christlichen oder katholischen Land oder auch dem christlichen Abendland zurückgegangen: Viele äußerliche Traditionen und Bräuche, die als Klammer fungiert haben, sind verschwunden. Nach dem Ersten Weltkrieg hat der bekannte Männer-Seelsorger P. Abel folgendes Minimalprogramm für Katholiken vorgestellt: 1) Am Sonntag in die Messe gehen, 2) Freitag kein Fleisch essen und 3) zu Ostern zu „den Sakramenten“ gehen. Reste des kirchlichen Einflusses sind geblieben, wie etwa die Feiertage, die von allen genützt werden, die aber bei immer mehr Zeitgenossen nicht mehr vom ursprünglichen Inhalt bestimmt werden. So spricht man z. B. vom Ersten und Zweiten Weihnachtstag und nicht mehr vom Christ- oder Stephanitag. Geblieben, wenn auch reduziert, sind Riten wie Taufe, Erstkommunion, immer schwächer Firmung, kirchliche Trauung und Begräbnis. Vielfach sind aber auch diese Rituale im Verständnis der Menschen sinnentleert.

Durch diese auseinandertriftende Entwicklung kam es einerseits zur Entfremdung, zum Abgleiten aus dem kirchlichen Leben, andererseits ist es sehr wohl zu einem intensiven Eigenleben in den Ortskirchen gekommen. Für die Medien sind die Initiativen und Leistungen, die in den Pfarrgemeinden gesetzt werden, nicht von großem Interesse.

Daher ist das oft sehr vielseitige „Pfarrleben“ in der Öffentlichkeit nicht sehr bekannt, obwohl man sagen muß, daß sich das eigentliche Leben der Kirche ja gerade an der Basis abspielt. Die Großkirche hingegen wird von den Medien so stark wahrgenommen, daß die Massen, die vor dem Fernsehapparat sitzen, als „Kirche“ in sehr konservativer Weise lediglich die Hierarchie sehen, da vor allem Prominente als „Kirche“ auftreten, der Papst auf seiner neuesten Reise, ein neuernannter Bischof und sehr häufig Personen, die innerkirchlich umstritten sind und daher die Neugierde von Zeitungslesern und TV-Sehern wecken. Man kann die Beobachtung machen, daß Menschen, die in keiner Gemeinde mitleben, die Weiterentwicklung der Katholischen Kirche, wie sie durch das II. Vatikanum gekommen ist, gar nicht mitbekommen haben und immer noch Vorstellungen mitschleppen, die sie in ihrer Kindheit gewonnen haben. So wird etwa von längst der Kirche entfremdeten Großeltern das Nüchternheitsgebot vor der Erstkommunion den Enkelkindern eingeschärft. Alte Verkündigungsmethoden, die sehr häufig Unwesentliches in den Vordergrund gestellt haben, wirken auf diese Weise nach. Sicher haben die religiösen Sendungen in Fernsehen und Hörfunk sowie Beiträge in seriösen Zeitungen einem bestimmten, aber doch kleinen interessierten Kreis Informationen über Entwicklungen und Probleme der Kirche von heute vermittelt. Aber eben nur einer gewissen Gruppe.

Das Neue Testament versteht unter Ekklesia sowohl die Orts- als auch die Gesamtkirche. Eine typische Stelle finden wir bei Paulus im 1. Korintherbrief (1 Kor 1, 2), wo er die Ortskirche von Korinth begrüßt als Berufene „mit allen, die den Namen Jesu Christi, unseres Herrn, überall anrufen“. Lukas sieht in der Gesamtkirche das neue Gottesvolk, das „Volk aus den Völkern“ (Apg 15, 14). Diese Sicht der Kirche stammt aus dem Alten Testament. Auch das ebenfalls alttestamentliche Bild von Jahwe und seiner Braut, eben dem Volk, wird im Neuen Testament immer wieder aufgegriffen, so im Brief an die Epheser, an die Kolosser und in der Offenbarung des Johannes. Der Petrusbrief sieht die Kirche als das priesterliche Volk, als einen Bau, der aus einzelnen Steinen besteht, ähnlich Paulus, der die christliche Gemeinde im Bild

des Leibes mit seinen Gliedern sieht (Röm 12, 4). Der Hebräerbrief erkennt in der Kirche das wandernde Gottesvolk, die johanneische Literatur weist auf die innige Lebensgemeinschaft zwischen Gott und seinem Volk hin, etwa im Bild des Weinstocks (Joh 15, 1 ff). In den Pastoralbriefen und in anderen späten Schriften des Neuen Testaments zeichnen sich schon Strukturen ab, die später mehr und mehr entfaltet und in der Gesamtkirche institutionalisiert wurden. Die sich entfaltende Ekklesiologie ist sowohl auf die einzelne Gemeinde als auch auf die Gesamtkirche anzuwenden.

Der einzelne Mensch wird in der ganzen Bibel immer wieder existentiell, in seiner Sinnhaftigkeit, in seiner persönlichen Verantwortung, in seiner Gottverbundenheit gesehen. Allerdings wird vorausgesetzt, daß er das Wort Gottes annimmt, das Wort, das in der Gemeinschaft des Volkes Gottes weiterlebt. Seine Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft ist notwendig. Diese Zugehörigkeit kann verschiedene Stufen haben. Menschen, die mit der Kirche sympathisieren, sind ein wertvolles Potential, das hauptsächlich von Ortskirchen, aber auch von der kategorialen Seelsorge mehr angesprochen werden müßte. Die Ortskirchen müssen ihre Arbeit auf lokalem Gebiet besser propagieren. Sicher kann das durch eine gute Öffentlichkeitsarbeit geschehen. Wichtiger aber ist das Gespräch von Mensch zu Mensch, also die „Mundpropaganda“, durch die aktiven Pfarrangehörigen. Man muß dabei die Menschen sehen wie sie sind: Sie fragen heute – bedingt durch Zeitmangel, Mobilität, Berufstätigkeit – nach der Sinnhaftigkeit einer Teilnahme am Leben der Pfarre. „Was gibt mir das?“ So fragen sowohl die Erwachsenen als auch schon die Kinder und Jugendlichen. Wenn aber in einer Pfarre sich einige Frauen zusammentun, um einen Kinderaufsichtsdienst zu organisieren, um Müttern von Kleinkindern einen freien Nachmittag zu ermöglichen, wird die Sache interessant. Womöglich lernt man bei dieser Gelegenheit Menschen kennen, mit denen man sich aussprechen kann. Vielleicht entdeckt man auch, daß bei der Sonntagsmesse Kinder und Jugendliche gewisse Rollen übernehmen und daß die Predigt so manche Anregung gibt, über die man nachdenken sollte.

Schwierig wird es, wenn Vertreter der vielzi-

tierten „Amtskirche“ in den so wirksamen Medien den Eindruck von Weltfremdheit, Hartherzigkeit, Ahnungslosigkeit über die Probleme der Menschen erwecken. Dann haben pfarrliche Mitarbeiter das Gefühl, daß ihre Arbeit „von oben“ gestört, ja sogar zerstört wird. So kann es zu gewaltigen Spannungen zwischen Ortskirche und der Großkirche kommen.

Das beste Mittel, Spannungen – soweit sie sachlicher Natur sind – zu überwinden, ist der Dialog. Wenn dieser nicht zustande kommen kann, tritt Eigenständigkeit, stille Emigration oder gar Resignation ein. Äußere Zeichen dafür sind z. B. das Unterlassen der Nennung des Bischofsnamens im Hochgebet der Eucharistiefeier, das Ignorieren von Hirtenbriefen oder die bewußte Verweigerung der Kirchenbeitragsleistung.

Leider sind Spannungen nicht immer sachlicher Natur. Wenn sie auf Vorurteilen beruhen, wenn Vorgesetzte (Gemeindevorsteher, Ordensobere) ihrer Berufung nicht mehr nachkommen (können), keine Entscheidungen treffen, andererseits doch auch Gehorsam einfordern, entstehen chaotische Zustände, denen man völlig ausgeliefert ist. Versuche, in solchen Situationen zu einem Dialog zu kommen, scheitern gewöhnlich. Der Mangel an Presbytern führt leider solche Situationen herbei, z. B. dadurch, daß Kandidaten zur Beauftragung zum Presbyter zugelassen werden, die man in früheren Zeiten weggeschickt hätte, nicht nur im Interesse der Kirche, sondern auch im Interesse dieser Leute. Mitarbeiter in den Gemeinden oder Ordensangehörige können dann feststellen, daß es auch ein Leiden an der Kirche gibt, wie so manches Heiligenleben bezeugt, ein Leiden, das nur im Gespräch mit Gesinnungsgenossen und im Gebet ertragen werden kann.

Dort aber, wo Dialog möglich ist, sollte er auch mutig genützt werden. Für mich war der Ausgangspunkt dafür immer die Stelle 3, 16 im Kolosserbrief, wo vom Wohnen des Wortes Christi in der christlichen Gemeinschaft die Rede ist. Dieses Wort muß weiter gedacht, weiter gesprochen werden, es muß in unser Denken, in unsere Konzepte und unser Reden übergehen. Die Weisheit Christi müßte Quelle von klärenden Gesprächen sein, ohne die Einheit nicht geschehen kann.